

Denis de Rougement : Personalist, Mythoanalytiker, Europäer

Autor(en): **Bondy, François**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **54 (1974-1975)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denis de Rougemont – Personalist, Mythoanalytiker, Europäer

Denis de Rougemont ist einer der geistigen Wegbereiter, Zeugen, Deuter unserer Zeit. Sein Einfluss ist teils sichtbar, teils untergründig. Die Zonen seines Ruhmes sind geographisch bestimmbar: vor allem Frankreich, die USA, aber auch Italien, Lateinamerika und in besonderem Mass Japan, Indien. In Paris wurden vor zwei Jahren vier seiner früheren Bücher neu aufgelegt, zum Teil in Taschenbüchern von hohen Auflagen; gleichzeitig sind mehrere neue Veröffentlichungen erschienen. In deutscher Sprache sind die acht oder neun im Lauf der Jahre übersetzten Bücher fast alle nicht mehr greifbar.

Die Übersetzungen waren, vorsichtig gesagt, von unterschiedlicher Güte. Man sprach von de Rougemont, als er 1970 in Bonn den Robert-Schuman-Preis erhielt; er ist der einzige Nichtpolitiker, dem dieser Preis zugesprochen wurde. So dürfte beim Namen Denis de Rougemont sich am ehesten die Assoziation «der grosse Europäer» einstellen.

Europa, das war damals ein Wort, ein Weg, ein Wagnis. Rougemont, der in anderen Werken so viel über die Minnesänger geschrieben hat, mag als sein Troubadour bezeichnet werden, doch hier ist seine Tätigkeit nur zum kleinern Teil die des Schriftstellers, zum grösseren Teil die des Animators und Organisators gewesen und bleibt es noch. Gleich nach den Kriegsjahren, die er grösstenteils in den Vereinigten Staaten zugebracht hat, nahm Rougemont an den ersten Zusammenkünften europäischer Föderalisten teil, die meist aus den Widerstandsbewegungen kamen, dann an den Kongressen, aus denen die europäische Bewegung hervorging; jener im Haag war der erste, an dem Regierungschefs wie Winston Churchill sich mindestens in Worten für die europäische Einheit engagierten. Zu seiner Tätigkeit gehörten Artikel, Broschüren, offene Briefe, aber auch die von ihm zusammengerufene «Konferenz der europäischen Kultur» in Lausanne 1949, die Gründung des europäischen Kulturzentrums in Genf, das er auch heute noch leitet. Rougemont sah in der Kultur – nicht im Sinn eines organisierten Austausches, sondern einer völligen Offenheit und Gemeinsamkeit – eine lebensnotwendige Voraussetzung Europas und nicht einen Überbau. Das hat mit seiner eigenen engagierten Vorstellung von Kultur zu tun, die bei allem Traditionsbewusstsein mit der Verantwortung für unsere Zukunft behaftet wird.

Europa aber, das ist nur ein Aspekt eines Werkes, eines Wirkens, das im Zeichen der *Engagiertheit* stand. Dieser Begriff war nicht abgedroschen, als Rougemont ihn 1932 prägte; von seinem Missbrauch hat er selber noch in den dreissiger Jahren mit voltairianischer Ironie gewarnt. «Engagement» hat für Denis de Rougemont zu tun mit der Doktrin, zu deren Urheber und markantesten Verfechtern er gehört hat: mit dem *Personalismus*, der später den Existenzialismus beeinflusst hat. Die *Person* ist etwas anderes als das Individuum, der atomisierte Einzelne. Was die Person bestimmt, das ist die «vocation», die Bestimmung, der Drang zu einem sinn-erfüllten, einem Ziel stetig zugewandten Handeln. Die Person ist der angerufene, der berufene Mensch.

Rougemont, der Neuenburger – also aus dem Welschschweizer Kanton, der lange den Preussenkönigen, allerdings mit eigenständigen Institutionen gehörte – ist Enkel eines Theologen, Sohn eines Pfarrers. Wie die meisten Schweizer kennt er seine Familie durch viele Generationen. Rougemonts haben zwischen 1830 und 1900 170 Bücher veröffentlicht – in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich. Viele Magistraten waren unter ihnen; Calvinismus, Dienst an der Gemeinschaft, Bürgersinn, das sind Traditionen, durch die Rougemont einst in Paris zu vielem, was den Franzosen in ihren ideologischen Streitigkeiten normal schien, kritisch Distanz nahm, im Sinne der Konkretheit, der Kleinarbeit. Es war eine Engagiertheit, die nicht das Unterzeichnen von Protesten und Manifesten, sondern eine konsequente Tätigkeit bedeutete. Jean-Paul Sartres ironischer Hieb gegen André Breton, den Papst des Surrealismus – er habe viel Papier geschwärzt, aber die Welt nicht verändert –, könnte Rougemont an Sartre weitergeben, dessen generöse aber auch widerspruchsvolle, sprunghafte Stellungnahmen oft mehr emotionell als kompetent gewesen sind.

Doch hat Rougemont nie behauptet, dass ein politischer Schriftsteller auch eine Revolution führen könne. Es sei – darin hält er es mit Schopenhauer – nicht Sache des Wegweisers, sich selber auf den Weg zu machen. Immerhin ist Rougemont im europäischen Bereich aktiver gewesen, als dieser Ausspruch vermuten liesse.

Was ist die Verbindung des Personalismus zum europäischen föderalistischen Gedanken? Kurz resümiert diese:

Die Person verwirklicht sich als Bürger in einem konkreten Kreis von nahen Menschen, das heisst in kleinen Gemeinschaften. Heute gilt für Rougemont die Region als solche Zelle. Um grössere politische Gebilde zu formen, müssen sich diese kleinen Gruppen frei zusammenschliessen, föderieren; also ein Aufbau von unten her. Der Begriff des Föderalismus findet sich von Anfang an bei den Personalisten, namentlich bei drei Gruppen, jede mit ihrer Zeitschrift, in deren Schnittpunkt damals der junge Rouge-

mont stand und von denen «Esprit» noch heute besteht. Jene, die er selber gegründet hatte, hiess *Hic et nunc* – hier und jetzt – und war christlich im Sinne des Basler Theologen Karl Barth, aber vor allem des Dänen Sören Kierkegaard.

Rougemont «der Europäer» – das ist nicht das Entscheidende. Dieses Europa unserer Hoffnungen und unserer Notwendigkeiten wirkt ja gegenwärtig als eine Fehlgeburt, wenn es nicht etwa nur eine hysterische Schwangerschaft gewesen ist. Die Frage nach den «Vätern Europas» ist mangels eines Kindes derzeit nicht die dringlichste. Und Rougemont selber ist nicht ein Moralist, für den der Weg alles wäre und das Ziel nichts. Im Gegenteil, er ist ein Zweckethiker; ein «strebendes Bemühen» ohne praktische Bemühung kann ihn nicht befriedigen, auch wenn er sich den Wahlspruch des Wilhelm von Oranien zu eigen gemacht hat: Man kann ohne Hoffnung beginnen, ohne Erfolg durchhalten.

Unter den Zeitschriften, mit denen Rougemont verbunden war, ist noch eine zu nennen; sie hiess *Ordre Nouveau*, und ihr Leser, der Nationalsozialist Otto Abetz, hat ihr das Schlagwort *Neue Ordnung* entnommen. Für eine solche Entlehnung konnten freilich die Gründer nichts, zu denen auch Robert Aron gehörte, der unlängst in die französische Akademie gewählt wurde.

Immerhin, damit sind wir beim Faschismus, beim Dritten Reich, und diese Erfahrung ist für Rougemont in besonderem Sinn schicksalhaft geworden. Er war wie sein ganzer Freundeskreis 1934 ein Gegner des bürgerlichen Liberalismus, dessen Überbetonung der Rechte des einzelnen den kollektiven Pflichten und Aufgaben in Krisenzeiten nicht genug Raum liess, und der auch psychisch ein «Vakuum» war, in das Bolschewismus wie Faschismus stossen konnten. Antifaschismus als Verteidigung dieser «stabilisierten Unordnung» – das war seine Sache nicht, Rougemont verspottete die antifaschistischen Fronten in Frankreich in einer Weise, die sich nach 1945 in manchen Fällen als prophetisch erwies:

«Man hat dem Mann aus dem Volk gesagt: alles, was du fürchtest, alles, was du verabscheust, heisst Faschismus. Der Faschismus, das ist die Tyrannei, das Verbrechen, der Krieg und die Unterdrückung der Arbeiter. «Die sollen nur mal kommen», sagt der Mann. «Gegen den Faschismus, sammelt euch», proklamieren die Bünde der Linken. Man sammelt sich. Um sich zu erkennen, nimmt man ein Symbol, ein Hemd. Man sucht Führer. Die Führer verlangen Disziplin. Die Disziplin fordert das Opfer der persönlichen Freiheit für das Gemeinwohl. Das Gemeinwohl, das ist der Staat. Es gilt sich seiner zu bemächtigen. Eines Tages kommt der Befehl, auf Paris zu marschieren. Man hisst den Führer der Antifaschisten an die Macht, ein Mann der Linken, das versteht sich, ein Sohn des Volkes. Der Triumph des Antifaschismus, so heisst der französische Faschismus.» (Politik der Person, 1934.)

Die scharfe Kritik am demokratischen Liberalismus gab Vertretern des Dritten Reichs den Eindruck, um einen zornigen jungen Schriftsteller wie Rougemont lohne es zu werben. Er hatte damals das «*Tagebuch eines arbeitslosen Intellektuellen*» veröffentlicht; das ist ein Bericht über sein Leben auf einer Insel vor der Vendée und in einem Dorf von Südwestfrankreich, in welchem das Wirken von Parteien und Ideologien unter Schulmeistern, Bauern, Kleinbürgern nachbarschaftlich und genau untersucht wird – das war neben dem mehr theoretischen Buch «*Mit den Händen denken*» Rougemonts erster bedeutender Erfolg. Die vom Surrealismus beeinflusste Verbindung von Alltag und Mythen zeigt sich uns in einem Pariser Eindruck:

«Die *Métro* ist der architektonische und mechanische Ausdruck des Fiebers, eine unterirdische Folge von Leuchtsflächen und Gesichtern, die einander überlagern, ein rhythmisiertes Getöse, das manchmal die Asymptote eines totalen Schweigens einholt –, diese Absenz von Musik, nachdem das Schweigen getötet wurde, und die sich mit der Gegenwart einer allgemeinen Lähmung deckt. Es ist eine schmerzende, gehetzte Müdigkeit längs des Tunnels vor Platos Höhle gleich. Schatten von Wesen tanzen an der Wölbung. Jeder fühlt sich allein und kehrt den Rücken dem ewig aus diesem Bild des Alpdrucks abwesenden Sohne zu (...) ich stelle mir eine *Métro* vor, die geräuschlos wäre, schneller, aber in langen und plötzlichen Sprüngen, von einem Aufleuchten zum nächsten, selber dunkel, mit Gewimmel und Pöbel, mit Inseln von empörendem Luxus, weiblich raffinierten Melodien, plötzlichen Blicken auf Szenen von Verbrechen, Abgründen – eine *Métro*, die das Unterbewusstsein der Städter wäre.»

Rougemont, der «Arbeitslose», wurde nunmehr Lektor der romanischen Literatur an die Universität von Frankfurt am Main, wo er zwischen 1935 und 1936 lebte. Er hatte schon in viel früheren Jahren Ostpreussen und Württemberg gut gekannt, auch mehrere Bücher aus dem Deutschen übersetzt. Als das «*Journal d'Allemagne*» 1938, in zwei Jahren Distanz von den Aufzeichnungen, erschien, konnte es den Einladenden wenig Befriedigung bieten. Hier wird über eine Faszination, eine gewisse Anziehung und ein allmählich wachsendes Grauen berichtet. Hier wird auch die Person Hitlers und die Bewegung mit ihren Riten als eine mächtige Religion geschildert und die Veränderung der Menschen unter dem Druck dieser Macht so dargestellt, dass es später für Eugène Ionesco zum Antrieb für das Schauspiel «*Die Nashörner*» geworden ist. Rougemont war so offen, so verfügbar, dass nicht vorauszusehen war, wie er sich gegenüber dieser Erfahrung entscheiden würde; eben diese Offenheit gab seinem Bericht eine Dramatik und Spannung, wie sie herkömmliche Antinazi-Schriften nicht haben konnten. Hier eine Aufzeichnung Rougemonts vom März 1935:

«Ich verlier mich in den Labyrinthen der Sperre zum Zugang der Festhalle – ein ganzes Volk umlagert sie seit früh morgens – und gelangt erst um 5 Uhr 10 durch den Eingang. Wie stellt man es an, in zehn Minuten 35 000 Sitzplätze einzunehmen? Ich schlän-

gele mich durch in die dichten Reihen hinter den Bänken. Ich sehe sehr gut die Tribüne, die sich im Mittelpunkt des Ovals reckt wie ein quadratischer Turm, rot drapiert und von konvergierenden Scheinwerfern ausgeleuchtet. Braune Massen sind aufgestockt bis zur dritten Galerie, unerkennbare Gesichter. Ungeheurer Trommelwirbel, selten unterbrochen durch eine Fanfare Querpfeifer. Man wartet, man drängt sich immer mehr aneinander. Gruppen der Arbeitsfront mit geschulterter Schaufel besetzen die Gänge. Die Plakate hatten einen Generalappell der Partei in 45 Sälen der Stadt gleichzeitig angekündigt. Mit allen denen, die Sonderzüge seit gestern in diese Stadt von 700 000 Einwohnern anschüteten, mit den Autobussen, dem Zustrom der Bauern, die zu Fuss kommen, wird es eine Million unmittelbarer Zuhörer geben.

Ich bin gekommen, um auch der Menge zu lauschen. Ich bin unter Arbeitern, junger Miliz der Arbeitsfront, jungen Mädchen, ärmlich gekleideten Frauen, sie sagen mir fast nichts. Man reicht sich ein Feldglas, eine Wurst. Man fragt einander, wie spät es sei. Manchmal ein Geräusch wie von einer Drift durch die offenen Türen. Hunderttausend Menschen drängen gegen die Wände.

Einige Frauen fallen in Ohnmacht; man trägt sie hinaus, und das schafft ein wenig Atemraum. Sieben Uhr. Niemand wird ungeduldig, *niemand scherzt*. Acht Uhr. Die Würdenträger des Reiches erscheinen, von tosenden Rufen von draussen gemeldet. Göring, Blomberg, die Generäle, begrüsst mit freudigem Heil. Der Gauleiter näsel Gemeinplätze, man hört ihm kaum zu. Ich stehe mit der Menge vermischt und von ihr getragen, seit bald vier mal sechzig Minuten. Lohnt es die Mühe?

Jetzt das Tosen einer Sturmflut. Trompeten von draussen. Die Bogenlampen erlöschen im Saal, während leuchtende Pfeile am Plafond auf eine Tür auf der Höhe der ersten Reihen weisen. Ein Strahl des Projektors erhellt an der Schwelle einen kleinen Mann in Braun mit unbedecktem Kopf und *exstatischem* Lächeln. Vierzigtausend Menschen, vierzigtausend Arme erheben sich *gleichzeitig*. Der Mann schreitet sehr langsam vorwärts, grüsst mit einer langsamen bischöflichen Gebärde in einem betäubenden Donner von rhythmischen <Heil>. Bald höre ich nichts als das rauhe Gebrüll meiner Nachbarn auf dem Hintergrund von Sturm und dumpfem Wirbel. Schritt um Schritt kommt er nach vorne, nimmt die Ehrung entgegen längs des Laufstegs, der zum Podium führt. Während sechs Minuten – das ist sehr lang. Niemand kann bemerken, dass ich die Hände in den Taschen habe: sie sind alle aufrecht, unbeweglich und brüllen im Takt, die Augen auf diesen leuchtenden Punkt gerichtet, auf dieses Gesicht mit dem verklärten Lächeln; die Tränen rinnen im Dunkeln über die Gesichter.

Und plötzlich wird alles ruhig. (Aber draussen steigt wiederum die Flut.) Er hat den Arm energisch ausgestreckt – die Augen himmelwärts – und das Horst-Wessel-Lied steigt dumpf vom Parkett auf: Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschieren im Geist in unsern Reihen mit.

Ich habe verstanden.

Das lässt sich nur durch eine besondere Art von Schauer und von Herzklopfen verstehen – während der Geist wach bleibt. Was ich jetzt empfinde, kann man einen heiligen Horror nennen.

Ich wähnte mich bei der Massenversammlung, bei irgend einer politischen Kundgebung. *Es ist aber ihr Kult, den sie zelebrieren*. Es ist eine Liturgie, die abläuft, die grosse sakrale Zeremonie einer Religion, der ich nicht angehöre, die mich zermalmt, die mich mit viel mehr physischer Gewalt abstösst als alle diese entsetzlich gespannten Leiber. Ich bin allein, und sie sind *alle* beisammen.»

Das Phänomen Hitlers und einer Staatsreligion des Nationalismus wird von Rougemont mit Schrecken wahr und wichtig genommen, es bewegt ihn

dazu, sich als Schweizer Offizier 1940 anders zu benehmen, als die Neutralität seines kleinen Landes es forderte. Er veröffentlicht ohne Bewilligung der Heeresleitung einen Aufsatz über Hitler in Paris, der ihm 15 Tage Zimmerarrest eintrug und die Ermutigung, einer Einladung zu Vorträgen in den Vereinigten Staaten Folge zu leisten. Zuvor gründete Rougemont mit Freunden den Gotthardbund, der angesichts einer vorstellbaren Kapitulationsbereitschaft des Bundesrates die Aufgabe hatte, einen Widerstand vorzubereiten. Dieser Gotthardbund hat im schweizerischen Selbstbehauptungswillen im Krieg eine recht bedeutende Rolle gespielt.

In New York fand Rougemont Pariser Freunde wieder, die nun wie er für amerikanische Funksendungen ins Ausland tätig waren, darunter André Breton und der Maler Marcel Duchamp. Rougemonts Aufzeichnungen aus den USA, aus Argentinien folgten nach dem Krieg als neue Tagebücher. Sie alle sind später 1969 als «*Tagebuch einer Epoche*» vereint worden. Dieser Titel zeigt, dass es sich um Tagebücher handelt, nicht im Sinn der intimen Aufzeichnungen, sondern im Sinn eines der Welt zugewandten Zeugnisses: André Gide, mit dem Rougemont befreundet war, sagt dazu:

«Wie der psychologische Roman, der den Helden zum Mittelpunkt hat, die Wirklichkeit einer Epoche ausgedrückt hat, die unter unseren Augen zu Ende geht, kann es sein, dass das private Tagebuch die Übergangsform ist, die der Wirklichkeit einer neuen Zeit entspricht: sie drückt die Beziehung einer Person zu den kollektiven Leidenschaften aus.»

Das Tagebuch ist in diesem Sinne ein offenes Werk. Rougemont begründet das:

«Goethe konnte noch seine Themen wählen und den Rahmen seines Denkens innerhalb einer bestimmten Ordnung. Wir müssen eine formlose, unpersönliche, heteroklitische und alltägliche Welt klären und wiederaufnehmen. Der Geist muss ein wenig zurückschrauben. Er muss lernen, mit gewöhnlichen und trüben Dingen umzugehen ... Ich sehe eine Übergangszeit der Literatur kommen, wo das Werk, statt eine geschlossene Schöpfung zu sein, sich in jedem Augenblick offen zur Welt halten muss, durch den Zwang des Handelns einen anderen Stil finden: zugleich wirksamer und intimer.»

Denis de Rougemont – Europäer, Personalist, Autor von «öffentlichen Tagebüchern». Doch beruht sein literarischer Weltruhm auf einem Buch, das mit dem allem unmittelbar nichts zu schaffen hat; eine Untersuchung der Tristanepen und der Welt der Katharensenkte und der Troubadoure im Südfrankreich des 11. und 12. Jahrhunderts:

«*L'Amour et l'Occident*» – die Liebe und das Abendland – 1939 erschienen, 1956 in einer stark überarbeiteten Ausgabe neu veröffentlicht, wiederum 1972 in «endgültiger Ausgabe» erschienen mit einer umfangreichen Entgegnung auf die Angriffe, die zum Widerhall des in zahlreiche Sprachen übersetzten Buches gehört haben. Es geht hier um Themen der

Dichtung, um das Wirken indischer Sufi-Mystik, arabischer Lyrik, um Religionen, Mythen in einer Zeitenwende, um die Frage, ob die Liebe als Leidenschaft einen geschichtlich bestimmbareren Anfang gehabt hat. Sie spielt ja in keiner der erhaltenen griechischen Tragödien eine Rolle. Das Buch geht über jene Epoche der Troubadoure hinaus bis zum Don-Juan-Thema, und in drei späteren Büchern hat unser Autor diese Thematik – die Verbindung von Liebe und Nichterfüllung von Liebe und Vereinigungstabu, von Liebe und Tod – weitergeführt bis zum Inzestmotiv bei Musil, bis zu Nabokovs «*Lolita*», bis Pasternaks «*Doktor Schiwago*» und bis zu den trivialen Romanen und Filmen. Ist die Vergötterung der Frau, der Liebe ausserhalb der Ehe, die religiöse Inbrunst der Leidenschaft ursprünglich ein Versteckspiel mit den getarnten Gedanken einer verfolgten Sekte, ist es eine verschlüsselte Theologie? Viele Historiker und Literaturhistoriker haben Rougemonts Thesen angegriffen; er selber kommentiert mit Humor:

«Dieses Buch wurde in wenigen Monaten mit 32 Jahren geschrieben und hört nicht auf, mir Fragen zu stellen. Nach 32 Jahren kehre ich zu ihm zurück und konstatiere, dass die Probleme, die hier erwogen werden, mindestens für mich so neu sind wie damals (...).

Ein Geständnis: Ich wusste wenig und ergriff zu viel, als ich es unternahm, «Die Liebe und das Abendland» zu schreiben. Hätte ich das Ausmass meiner Unwissenheit ganz erkannt, so wäre dieses Buch nie entstanden, so viel ist gewiss. Aber dem Unschuldigen fällt es in den Schoss.»

Es ist wahr, dieses Buch des Zweiunddreissigjährigen entstand mitten in einer Zeitenwende, im Nachspüren einer anderen Zeitwende: es hat einen grossen Zug, einen mitreissenden Elan, eine bis dahin ungewohnte Verbindung von Themen; es ist das Pionierwerk einer neuen Geschichtsschreibung, auch wenn im einzelnen noch so viele Bedenken anzumelden waren, denen der Autor später auch Rechnung getragen hat. Er hat als Ausgangspunkt die Begegnung mit dem Buch von Otto Rahn über den Kreuzzug gegen den Gral angegeben – doch ist nicht nur Religion und Minne verbunden, sondern auch Liebesstrategie und Kriegstheorie einer bestimmten Zeit. Jean-Paul Sartre, der zweimal, in «*Situation I*» und «*Situation II*», darüber schrieb, brachte Einwände gegen ein Buch vor, das er geistreich, aber auch spielerisch nannte. Sie muten widerspruchsvoll an, denn ein erstes Mal sieht Sartre die «Leidenschaft» als etwas essentiell im Menschen Angelegtes und ein zweites Mal im Gegenteil als Produkt eines historischen Wendepunkts, als Beweis für die soziale, historische Bedingtheit aller Emotionen.

Was Rougemont hier betrieben hat, durfte er in Anspielung auf die Psychoanalyse eine *Mythoanalyse* nennen, wobei die Mythen jene auch unbewusst wirkenden Mächte sind, die das Leben, das Dichten, das Träumen

bestimmen. In späteren Büchern sind die Themen der Leidenschaft und des Nationalismus in Zusammenhang gebracht worden. Die innere Zusammengehörigkeit der so verschiedenen Arbeiten wird hier einsichtig. Doch ist schon in «*Die Liebe und das Abendland*» dieses überzeugende Motiv klar ausgedrückt:

«Die Modernen glauben, es gäbe eine Art normaler Natur, der die Kultur und die Religion ihre falschen Probleme aufgebürdet hätten. Diese Überzeugung mag ihnen helfen zu leben, aber nicht ihr Leben zu begreifen. Denn wir alle führen unser zivilisiertes Leben in einer ganz wörtlich genommen unsinnigen Verwirrung von niemals ganz gestorbenen, selten ganz begriffenen und ausgeübten Religionen, von Moralforderungen, die einst ausschliesslich waren, aber jetzt einander im Hintergrund unseres elementaren Verhaltens überlagern, und von Instinkten, die weniger von einer tierischen Natur geerbt sind als von vergessenen Bräuchen, die geistige Spuren oder Narben geworden sind, ganz unbewusst und daher leicht mit dem Instinkt zu verwechseln.»

Denis de Rougemont hat mehrere Werke über die Schweiz geschrieben, darunter auch eines, das in der französischen Ausgabe «*Geschichte eines glücklichen Volkes*» heisst. Rougemont ist kein verschämter, komplex-behafteter Helvetier. Er zitiert gerne Victor Hugos Prophezeiung: «Die Schweiz wird in der Geschichte das letzte Wort haben» – was damals ein Bekenntnis des Dichters zur europäischen Föderation und zur Weltföderation war. Da Rougemont das Partikulare in seinem Geschmack und seinem Klima stets zelebriert – «*Suite Neuchateloise*», eine Abhandlung über Neuenburg bleibt eine seiner reizvollsten Schriften – mag dieser Ausblick als ein allzu abstrakter Universalismus erscheinen.

Hier im Bekenntnis zur «Schweiz als Modell» wie auch sonst hat sich Rougemont Angriffen ausgesetzt, die ihn selber wiederum zu polemischer Verve angestachelt haben. Das ist gut, denn jene seine Bücher, bei denen diese Polemik fehlt, tendieren zum Axiomatischen und können, wie der Autor zugibt, den Charakter einer «Fastenpredigt» haben.

Bevor ich sie jetzt wiederlas, war mir selber nicht mehr ganz bewusst gewesen, wie gegenwärtig und wie überraschend die Essays und die Tagebücher sind. Rougemont ist ein lebender Autor, obzwar der Angestellte einer Bibliothek, bei denen ich mir Bücher Rougemonts entliehen habe, bemerkte: «Zu seiner Zeit hat man ihn viel gelesen», und sein Werk ist überaus lebendig. Es hält stand in seinen Erhellungen, in seinen Problemstellungen, die oft durchaus neu sind. Auch das ist zu wenig gesagt. In vielem ist dieses Werk unserem gängigen Denken auch heute noch voraus und verdient nicht Kenntnisnahme als Bestandteil der Bildung, sondern als Ferment unserer Zukunft.